



Klaus Funke

Am Ende war alles Musik

Faber & Faber

KLAUS FUNKE

Am Ende war alles Musik

Inhalt

ABSCHIED AM FLUSS

Eine Clara-Schumann-Novelle

AM ENDE WAR ALLES MUSIK

Eine Johannes-Brahms-Novelle

ABSCHIED AM FLUSS

Eine Clara-Schumann-Novelle

Am frühen Abend eines milden Oktobertages des Jahres 1873 fuhr eine dunkle Droschke aus Dresden kommend zum Anlegesteg der Elbefähre Blasewitz, einem kleinen Vorort der Residenzstadt, und hielt unter Schnauben der erhitzten Pferde und den „Brrr“-Rufen des Kutschers dort an. Es verging eine kleine Weile, während der der Schwager ein wenig ächzend vom Bock herabgeklettert und um die Kutsche herumgeeilt war, den Wagenschlag mit dem ausklappbaren Trittsteg zu öffnen.

In der Tür sah man zuerst eine Hand, geschützt von einem schwarzen Handschuh, die Hand einer Frau, doch kräftig mit langen Fingern, dann einen mit einer ebenfalls schwarzen Haube und einem Schleier verhüllten Frauenkopf, schließlich die ganze schwarz gekleidete Dame, die, auf den Arm des hilfreichen Kutschers gestützt, vorsichtig sich beugend den Wagenschlag verließ. Während das leichte Gefährt, von der Last seines Fahrgastes befreit, sacht zurückfederte, streckte sich die schwarze Dame, hob eine Hand zum Kopf, um sich gegen die letzten rötlich blitzenden Strahlen der zwischen den Wolken hervorscheinenden Abendsonne zu schützen und zu den Türmen und Kirchen der Stadt zurückzublicken, die da hinter ihr irgendwo im Schleier des versinkenden Tages liegen mussten. Dann stieß sie einen leisen Seufzer aus, wandte sich der anderen Seite des träge dahinfließenden Flusses zu, sah die kleinen Häuschen und den zierlichen Kirchenbau des George Bähr im Abendsonnenschein, um schließlich nach kurzem Besinnen dem beiseite wartenden Schwager das Salär zu reichen und dann den abfallenden Weg hinunter zum Fluss, hin zur wartenden Fähre zu gehen. Sie schritt energisch aus, dennoch ahnte man ihr Alter, sie mochte die Fünfzig überschritten haben, an Haltung, Figur und dem Gesicht, das im Schatten des Schleiers nur undeutlich zu sehen war. Ein Dienstmann trug, hinter ihr gehend, die Koffer zum Steg. Der Kutscher hatte sie ihm vom Wagen gereicht und dabei ehrfurchtsvoll geflüstert, er, der Dienstmann solle achtsam sein, die Dame in Schwarz wäre die berühmte Klaviersolistin Clara Schumann, die Witwe des Kompositors Robert Schumann, und sie wolle hinüber nach Loschwitz, an das Bett ihres sterbenden Vaters, des ebenso berühmten Friedrich Wieck. Sie käme direkt aus Berlin. Der Dienstmann, ein

Handwerksgeselle hier am Ort, der sich ein paar Pfennige dazu verdienen wollte, hatte schweigend genickt, obwohl er weder von einer Klaviersolistin Schumann, noch deren verstorbenen Mann oder ihrem Vater je gehört hatte. Eine feine Dame eben, dachte er, während er hinter ihr ging. Diese blieb stehen, wartete bis er heran war und sagte, es wäre schön, wenn Sie mich bis zum Haus meines Vaters, drüben in Loschwitz, begleiteten und mir die Koffer trügen, nicht nur bis zur Fähre, wie es üblich ist. Er wohnt gleich an der Elbe, der Vater, nur wenige Schritte vom Ufer weg. Der Dienstmann nickte schweigend, während er sich sagte, dass diese Dame für eine Berlinerin aus dem Preußischen doch ziemlich sächsisch spräche. Frau Schumann schien seine Gedanken erraten zu haben. Ich komme heuer zwar aus Berlin, wissen Sie, wo ich erst seit ein paar Monaten lebe, aber ich wohnte lange im Badischen, sagte sie, bin dennoch eine Sächsin und in Leipzig geboren. Man hört es immer noch. Sie schien zu lächeln unter ihrem Schleier. Dem Dienstmann wurde unbehaglich, sie war zu freundlich für eine feine Dame. Was sollte er ihr antworten, also brummte er eine Zustimmung und blieb zwei Schritte zurück, ließ sie voran auf das schwankende Bootsdeck, wartete, bis sie auf einer der Bänke Platz genommen, um sich selbst dann in gebührendem Abstand mit dem Gepäck am Heck aufzustellen.

Die Fähre wurde von kräftigen Männerarmen per Winde und Seil, das über den Fluss gespannt war, hinübergezogen, kleine Wellen schlugen klatschend an die Bordwände, Möwen schossen im Tiefflug vorbei, das Boot schaukelte im gleitenden Wasser und je mehr gegen Westen hinter dem sanften Elbebogen die Silhouette der Stadt zu erahnen war, desto näher kam die Fähre dem erstrebten Ufer. Kies knirschte, eine Kette rasselte. Man war gelandet.

Dort ist das Haus, rief die schwarz gekleidete Dame, Frau Schumann aus Berlin, dem Dienstmann zu und zeigte auf ein Gebäude mit rotem Ziegeldach, das zwischen anderen kleinen Häuschen und Gehöften hervorlugte. Es lag wirklich nur wenige Meter vom Ufer ab und sah, soweit man es erkennen konnte, adrett und sauber aus.

Als sie dann vor der niedrigen Gartenpforte stand, die das kleine Vorgärtchen vom unebnen staubigen Pflaster schied, als sie die gelben und blauen Herbstastern darin sah und das wuchernde Klebkraut, das sich ungezügelt auszubreiten schien, da klopfte ihr das Herz, und sie dachte, wie sie das letzte Mal hier gewesen im letzten März, kurz nachdem die Mutter in Leipzig gestorben war. Da war der Vater noch in Hochstimmung wegen seiner Stiftung und gar

nicht zugänglich für Ihren Bericht von der Beerdigung *seiner allerersten E Levin*, wie er die Mutter den Kindern gegenüber genannt hatte. Diese Mutter, Vaters erste Solistin und Vorspielerin, war ihr immer fremd geblieben. Erst seit ihrem Tod fühlte sie sich näher und vertrauter. Seltsam.

Es ist gut, vielen Dank, sagte die feine schwarzgekleidete Dame, die ihre Augen einen Moment lang geschlossen hatte, dann den Dienstmann aufseufzend entlohnte sie, der verschwitzt, die Mütze in der Hand, hinter ihr stehend gewartet hatte. Doch sie winkte mit ihrem modischen Täschchen, und der Mann wusste, ins Haus sollte er sie doch noch bringen, die Koffer. Clara Schumann war mit zwei Schritten durch das Gärtchen zur stattlichen Haustür gegangen, die drei Sandsteinstufen höher lag, und zog die Klingel. Von drinnen hörte man Schritte, die eine hölzerne Treppe herabkamen. Es knarrten die Stiegen, der Schlüssel rasselte und in der geöffneten Tür stand eine füllige junge Frau mit weißem Häubchen und sauberer Schürze.

Guten Tag, mein Kind, da bin ich, sagte Frau Schumann, und hielt die Hand hin, die die Jüngere mit Ehrfurcht ergriff, während sie die Knie beugte. Guten Tag, Frau Schumann, sagte sie lächelnd, beinahe fröhlich und hielt sich im nächsten Moment die Hand vor den Mund, erschrocken und sich besinnend. Ihre Augen wanderten beredt nach oben, ins Obergeschoss, und waren Tränen gefüllt, als sie dem Blick der Angekommenen wieder begegneten. Ist er oben? Die Junge nickte traurig.

Stellen Sie die Koffer hier irgendwo ab, wies Frau Schumann den Dienstmann an, der unschlüssig, das Gepäck geschultert, in der Tür stehen geblieben war. Und wieder zur Hausangestellten gewandt, fragte sie in einem Atemzug: Wo kann ich mich einen winzigen Augenblick zurecht machen, ehe ich zu ihm ...? Sie brach ab. Wo Sie sonst logierten, gnädige Frau, wenn Sie hier bei uns waren, antwortete die Jüngere und wies nach hinten, dort, wo die Zimmer zum Fluss hinaus zeigten. Clara lächelte. Sie kannte Ernestine, das Hausmädchen, schon viele Jahre, aber immer spielte die in den ersten Zeit, wenn sie sie bei ihren unregelmäßigen kurzen Besuchen, wiedertraf, die würdige gräfliche Kammerjungfer. Erst nach einer Weile, manchmal nach Minuten, manchmal erst nach Stunden wurde sie wie die Tochter des Hauses, das Familienmitglied, behandelt, wurde Ernestines Ton herzlich, warm, und man hörte dann ihren unverkennbaren Dresdner Dialekt. Und Clara hatte nie herausbekommen, ob die Ernestine sich wegen ihr oder wegen des Vaters auf diese Weise verstellte, ob er

es von ihr forderte, stillschweigend, der Würde des Hauses Wieck angepasst, oder ob sie glaubte, sie, auch die Tochter erwarte ein solches steifes Gehabe von ihr.

Ja, auf den ersten Blick schien im Gästezimmer, das, wie sie wusste, nur ihr allein vorbehalten war, alles wie gewohnt. Auch die Blumen zwischen den beiden kleinen Fensterchen standen so frisch in der Vase, als hätte man sie im Augenblick gepflückt. Ihr Bett, ihr Wandspiegel, der Schrank – alles erinnerte sie an frühere Besuche und an die Kindheit. Erinnerte sie an alles zugleich. Und, den Fenstern gegenüber glänzte, als wäre er frisch poliert, ihr alter Stutzflügel, eines der ersten Erzeugnisse aus der Wieckschen Pianofabrik. Ein Geschenk des Vaters aus fernen Tagen. Sie schlug den Deckel zurück, hielt die Finger über den Tasten, griff, ohne die Töne anzuschlagen, den ersten Akkord von Roberts a-Moll Klavierkonzert, dieses c-h-a-a, was im Italienischen Chiara, also Clara bedeutete. Diese absteigende Quinte c-h-a-a, seine geheime Botschaft an mich, dachte sie, wie er immer unsere Liebe in Musik gefasst hat, alles, unser Heimlichstes durch Töne öffentlich hörbar machte. Oh, Robert! Nein, sie würde jetzt nichts spielen. Sie wusste nicht, ob den Vater, der da oben lag, diese Töne stören würden, gerade das a-Moll Konzert, das er gehasst hatte, wie nichts sonst, ob er im Augenblick womöglich schlief, der Vater, und der Ruhe bedürftig wäre. Doch, da sie die Tasten berührte und diesen Akkord in Gedanken griff, sah sie Robert vor sich, wie er ihr voller Freude das erste Notenblatt gebracht hatte, wie er hereingestürmt kam, wie seine Augen strahlten. Dein Konzert! Clärchen, das wird Dein Konzert! Auf ewig werden die Töne deinen Namen tragen: Clara, Clara! Sie berührte die Tasten mit den Fingerspitzen, fühlte die Kühle der glänzenden Elfenbeinplättchen, sie setzte sich auf den gepolsterten Klavierstuhl, der vor dem Flügel stand, ließ den Kopf auf die zierliche Notenablage sinken. Das Holz gab einen klagenden Ton, ihr war, als seufzte das alte Instrument und mit einem Mal überfiel sie ein Schauer von Alter und Einsamkeit. Der Vater im Sterben, die Mutter gestorben, viele, die sie kannte auch inzwischen. Ferdinand, der Sohn, auf den sie gehofft hatte, auf und davon mit dieser Antonie Deutsch. Ach, wie viele sind gestorben um sie herum, und wie alt, vierundfünfzig ist sie nun selbst. Manchmal hat sie Schmerzen, die kaum auszuhalten sind. Oh, wie gut hat es Robert. Ein leises Geräusch schreckte sie auf. An der Tür hatte es geklopft. Sie hörte eine Stimme, Ernestines Stimme: Frau Schumann, ihr Herr Vater ist jetzt wach. Sie können hinauf!

Sie straffte sich, zog die Haube zurecht, ordnete mit einer Hand das Haar, schob eine Strähne, die ihr immer wieder in die Stirn fallen wollte, hinter das linke Ohr. Ich komme!

Sie stieg die Holzstufen hinan. Und sie staunte über sich, denn, wie früher kam sie an eine, die laut knarrte, und sie konnte es nicht hindern, im Innern den Ton zu summen. Ja, es war das eingestrichene D, in diesem Ton gab das Holz seinen Laut. Und als sie höher stieg, fragte sie sich, wie sie nur an diesen Holzton denken könnte, im Angesicht des nahen Todes des Vaters. Du bist so unernst, Clara, hörte sie seine Stimme, und sie sah sich am Klavier mit sechs Jahren. Da hatte sie auch einen toten Gegenstand gehört, wie er einen Ton sang. Vater, hör nur, hatte sie gerufen, das Pedal des Klaviers knarrt. Es knarrt im eingestrichenen D.

Sie ging den dunklen Flur entlang, in dem es, wie im ganzen Haus, noch immer schwach nach Ölfirnis roch. Der Vater hatte, wie sie wusste, im Frühjahr erst die Türen und Fenster, alle Holztäfelungen und die hölzernen Deckenbalken streichen lassen. Zwei Schritte und sie stand nun vor seiner Tür, der Tür zu Vaters kleinem Salon. Wieder klopfte ihr das Herz. Wie würde sie ihn antreffen, wie sähe er aus. Sie zögerte einen Augenblick und dachte an Klementines Worte, eben unten in der Diele. Sie werden ihn kaum wiedererkennen, hatte sie traurig gesagt, als sie, Clara, leise fragte, wie es ihm gehe. Er schläft und dämmert vor sich hin, kaum dass er etwas isst, wo ich ihm doch gerade heute wieder eine solch kräftigende Hühnersuppe zubereitet habe. Manchmal singt er leise vor sich hin. Oder er fragt nach seinen Schülern, auch nach den alten von früher. Erst gestern hätte er, sagte Klementine und man hörte ihr das Grauen an, nach dem Herrn von Bülow gefragt. Wann er denn endlich käme, der Hans, rief er, und als ich fragte, welcher Hans denn, gnädiger Herr, da hat er entrüstet gerufen, na der von Bülow doch. Ja, so geht es nun schon eine Weile. Auch der Doktor Schubert, der jeden Tag kommt, hat erst gestern wieder gesagt, dass kaum noch Hoffnung besteht. Es wird schlimmer und schlimmer, sagte die gute Klementine und hatte sich in die Schürze geschnäuzt. Daran dachte Clara jetzt, vor der Tür verharrend. Dann holte sie tief Luft und drückte die Klinke herunter.

Sie sah ihn gleich. Er saß im Gegenlicht des Fensters. Man hatte ihm den großen Ohrensessel aus braunem Plüsch, den er so liebte, ein Geschenk seines alten Hassfreundes Bargiel, nahe dem Fenster gestellt, so dass er einen Blick auf die Elbe werfen konnte, die man zwischen den Gebäuden des Nachbarhöfches

durchschimmern sah. Selbst die Silhouette der Stadt vermochte man sich von hieraus vorzustellen, wie sie sich fern am Horizont blaugrau unter den Wolken spiegelte. Von draußen drangen jetzt die letzten Strahlen der untergehenden Sonne herein, es war ein mattes warmes Schimmern, das die sitzende Gestalt umspielte. Er saß in seinem dunklen Hausmantel, die Enden der geflochtenen Gürtelschnur hingen zur Seite und berührten beinahe den Boden. Der beiseite gerutschte Zipfel des Mantels gab den Blick auf spitze Knie und magere Waden preis, auf knochige Füße, die in zu weiten Pantoffeln steckten. Der sitzende Greis, immerhin war er im neunundachtzigsten Lebensjahr, hatte die Eintretende nicht bemerkt. Sein Kopf, aus dem die markante Nase grotesk hervorragte, war dem Fenster zugewandt, die Wangen schlaff und faltig hatten dennoch einen rosigen Schein. Das macht die Sonne, dachte Clara und erschrak, denn als sie leise näher getreten war, sah sie die halb geschlossenen Augen des Vaters, den eingefallenen faltigen Mund, das herabhängende Kinn. Er schaut ja gar nicht zum Fenster hinaus, dachte sie wie in Panik, sein Gesicht sieht aus, als erwarte er jeden Augenblick den Tod. Nichts von früherer Energie und Tatkraft, nicht das Gerreckte, das Stolze, Selbstbewusste, dieses Schaut-wer-ich-bin-Gesicht, nein, nur schlaffes sich Ergeben, nur ein Hauch von nie gekannter Sanftheit, von Erlösung. Er hat schon losgelassen, mit einem Bein ist er schon in der anderen Welt. Oh mein Gott, erschrak sie, komme ich zu spät? Sie räusperte sich, berührte ihn an der Schulter und spürte, wie mager und dürr der alte Körper sich unter dem Mantel anfühlte. Mit einem unterdrückten Schnarchlaut fuhr der alte Wieck auf und starrte mit trüben, aber immer noch unverkennbar blauen Augen in das Gesicht seiner Tochter. Und wie ein aus ferner Vergangenheit Auftauchender sagte er: Du, Clara? Mein Kind, wo kommst du her? Sie erschrak über seine Stimme, ehe sie antwortete. Das war nicht mehr die Stimme, die sie kannte, die sie unter Tausenden herausgehört hätte. Das klang wie ein altes, ungebrauchtes Instrument. Leise und mit einem Zittern darin. Ich komme, sagte sie, weil man mir schrieb, dir ginge es nicht so gut und wenn ich dich ..., sie brach ab, doch er ergänzte hastig, indem er sich mit einem Mal aufrichtete, und aus seinen Greisenaugen blitzte altes Feuer, wenn du mich noch einmal sehen wolltest, rief er, dann mögest du jetzt kommen. Nicht wahr, dies hat man dir geschrieben. Fast errate ich, wer es gewesen sein könnte. Nein, wehrte sie schwach, doch sie kannte Vaters Eifer zur Wahrheit, zur Aufklärung, seinen ewigen Drang, und sie schwieg. Auch er schwieg jetzt, nach seinem Ausbruch

und dem Sprechen, das ihn sofort ermüdet hatte, er versank in Grübeleien, murmelte Unverständliches, während Speichel ihm auf die Brust tropfte. Clara, die sich vor ihm auf einen Stuhl gesetzt hatte, ihn mit ihren großen Augen aufmerksam musterte, nahm seine braunfleckigen, abgemagerten Hände in die ihren, spürte, wie kalt sie waren, diese Hände, während er, der Sterbende, der dahin dämmernde Greis in seinen Gedanken weit weg gerückt war, siebenundvierzig Jahre zurück, wenn er richtig gerechnet hatte, in das Jahr 1826: Er sieht sich, die erwartungsfrohe Brust hinter einem frisch gestärkten Jabot, mit klopfendem Herzen ein Stöckchen mit goldenem Knauf schwingend, in Wien die ... Gasse entlang gehen. Er hat noch ein Viertelstündchen Zeit, zieht ungeduldig nach wenigen Schritten erneut die silberne Taschenuhr hervor, zählt die Minuten bis er dort vorn ins Haus Nummer ... einschwenken wird, um sich dem Meister vorzustellen, dem musikalischen Genie überhaupt – Ludwig van Beethoven. „Fichelant.“ Ja, er verdankt es seiner Umtriebigkeit, seiner ständigen Suche nach Neuem, nach Vollkommenerem, denkt er, und er sagt sich dieses sächsische Wörtchen „fichelant“ vor, auf der Wiener ...Gasse, wie er es auch jetzt, während ihm diese Gedanken wie bunte ferne Bilder gekommen waren, sich wieder vorzusagen versuchte. „Fichelant“ und er spitzte die welken Lippen, doch nur ein leises Zischen kam hervor, der Speichel tropfte, ohne dass er es hätte hindern können und er hörte Clara wie von Ferne fragen: Was willst du sagen, Vater? Doch er antwortete nichts, er will zurück in seine Gedanken, er will nicht sprechen, was ihn so ungewöhnlich anstrengt, er will seine Bilder: Wieder sieht er sich in der ... Gasse. Es sind nur noch Minuten. Entschlossen geht er zur Hausnummer ..., durchschreitet einen dämmrigen Hof, steigt ein paar Sandsteinstufen hinauf, zieht an der Glocke. Ein Bediensteter öffnet, er trägt eine Art Uniform. Der Meister hat einen livrierten Diener, denkt Wieck. Er legt Rock und Stöckchen beiseite, nein, die Mappe mit den Noten nicht, er will sich doch etwas signieren lassen, vielleicht ein eigenes kleines Stück, das er mitgebracht hat, die Etüde in Es-dur vielleicht, die er Carl-Maria von Weber widmen wollte und natürlich die Appassionata, dieses kolossale Werk des Meisters, dies auf alle Fälle. Er lächelt, denn sogar an den Stift hat er gedacht, ja, einen Signierstift hat er mitgebracht, unauswischbar, kopierfest für die Ewigkeit. Der Diener verneigt sich, weist mit der Hand zur halb geöffneten Salontür. Dahinter in einem Korbstuhl sieht er ihn sitzen, den großen, den größten lebenden Komponisten überhaupt, Ludwig van Beethoven, das Haar gar nicht so wirr, wie man es von Bil-

dern kennt, die dunklen kleinen Augen hinter einer funkelnden Brille neugierig auf den eintretenden Gast gerichtet. Er steht auf, geht ein paar Schritte auf Wieck zu, sagt mit lauter, ja mit überlauter Stimme, so setz´n S´ sich doch, Herr Wieck, und als er, der Wieck, etwas antwortet, eine Floskel, eine Höflichkeit zunächst, da zieht der Meister hinter seinem Rücken ein bronzen farbenes Hörrohr hervor, beugt sich nach vorn, fragt: He, was sag´ns da. Sprechens doch lauter!

Und so schreien sie eine Weile hin und her, bis dann das Klavierspiel an die Reihe kommt. Die Rollen vertauschen sich, Wieck, der anerkannte Klavierlehrer in Sachsen und Preußen, wird zum Schüler, und der Meister aus Wien ist sein Lehrer. Doch, das macht ihm, dem fiebernd Eifrigen, nichts aus. Beethoven spielt und er schaut ihm auf die Finger. Ja, was der Meister da macht überzeugt ihn. So will er´s auch machen in Leipzig. Diese Fingertechnik ist der seinigen, die von Logier kommt, überlegen. Im Geiste sieht er sich schon als Fortführer der Beethovenschen Technik, als einer der Begründer modernen Klavierspiels, er, der immer berühmter und berühmter werdende kleine Sachse, der rastlose, der quirlige Musiklehrer, der Konzertagent, Impressario, Musikhändler. Und er träumt seinen Traum, den er seit seiner Zeit auf dem Seckendorffschen Gute nicht mehr los wird.

So, schauens, sagt der Meister und brüllt ihn aus seinen Gedanken, so nur geht es, wenn Sie, *mein lieber Wieck*, meine Sonaten spielen oder lehren wollen...

Mein lieber Wieck, mein lieber Wieck!

Was hast du Vater, hörte er wieder, wie von Ferne, seine Clara fragen. *Mein lieber Wieck*, hat er zu mir gesagt, der Meister, wollte er antworten, und du, meine Tochter, mein geliebtes Geschöpf, hast sein Vermächtnis, was er mir mitgab, erfüllt. Du vollstrecktest, was ich mit dem Meister redete vor vier Jahrzehnten. *Mein lieber Wieck*, sagte er zu mir, Clara, hörst du!

Doch er spürte, wie nur ein Lallen aus seinem Munde kam. Und ineinander schwebend, schwingend mischten sich die Bilder mit den Gedanken: Es ist Nacht, eine fürchterliche Nacht. Gemeinsam mit dem Freunde Bargiel ist er auf der Flucht, weg vom gräflichen Tyrannen, diesem cholерischen Christian Adolph von Seckendorff. Und ihm fallen im selben Moment Worte ein, Worte, die er gelesen hat, die sich mischen mit den Erlebnissen und Erinnerungen an diese Nacht, die in ihm endgültig die Wende bringen wird: die Hinwendung zur

Musik. Die Musik Beethovens wird ihn bestimmen wie nichts sonst. Beethoven und immer wieder Beethoven. Sie stürmen durch die Nacht, Bargiel und er, und in ihm glühen die leidenschaftlichen Strahlen, wogen Riesenschatten auf und ab, die von dieser Musik kommen, fühlt er sich eingeschlossen, vernichtet, verzehrt, hin- und hergerissen, wie im Zusammenklang aller Leidenschaften, die die Seele kennt. Es ist, als sprengte es ihm die Brust und er würde dennoch nicht getötet, er stürbe nicht, sondern lebte fort als entzückter Geisterseher. Ja, in dieser Nacht, der Nacht der Flucht in ein neues anderes Leben, fühlt er, dass die Musik in ihn gedrungen ist, und er dankt es seinem Freunde Bargiel, dem Geigenlehrer, er lässt alle bestimmten Gefühle der alten Welt zurück, das glaubt er fest, um sich dieser unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben, die in aller Musik, besonders aber in der des Genius Beethoven aufgehoben scheint, wohnt. Sie wissen nicht, wo sie hinwollen, Bargiel und er, nur weg von diesem Rittergut, diesem Raubritter, wie Adolf immer sagte, zurück nach Leipzig. Mit der Reitgerete hat er sie geschlagen, der Dienstherr, nur, weil sie die Frechheiten der verzo-genen Zöglinge pariert hatten. Doch plötzlich sieht er, wie die Bilder von den jungen Grafen zu seinen beiden eigenen Kindern werden. Alwin und Gustav prügeln sich, sie fechten mit ihren Geigenbögen, und Clara sitzt auf ihrem Klavierhocker und lacht. Sie hat ihr neues Konzertkleid, ganz in Rosa mit zierlichen Schleifen, an. Sie lässt die Beine baumeln, die vom Sitz noch nicht ganz zur Erde reichen. Sie ist acht und kann schon Mozarts Es-dur Konzert spielen. Und wieder sieht er das Löwenhaupt des Meisters vor sich, der die Augen geschlossen hält. Doch, es ist die Totenmaske, die er sieht, des Meisters totes Gesicht. Er erinnert sich, während die Bilder wie im Nebel durcheinander quirlen, ihm fällt seine Vision von damals wieder ein. Eine Ahnung befällt ihn, lässt ihn nicht mehr los, sie wird Wille und Entschluss, mit der Kleinen wird er das Vermächtnis des Meisters erfüllen. Jede Faser, jedes Härchen, das kleinste Hautfleckchen, das Muttermal hinterm Ohr, alles ist aus seinem Willen. Gott hat ihr diese Begabung gegeben, diese einmalige, unter Millionen Menschen einmalige Fähigkeit, mit vier lernte sie erst sprechen, aber das absolute Gehör zeigte sich, seit die Musik ihr Lebensinhalt wurde. Warum soll sie anders als mit der Musik sprechen. Noch an der Wiege, als er ihre Hände sah, rief er, und er sieht sich neben seiner ersten Frau Marianne stehen, diese Hände sind Pianistenhände. Sie wird das, was ich immer wollte, eine von Gott begnadete Klavierspielerin. Er weiß, er weiß es seit ihrem achten Geburtstag, sie ist sein fleischgewordener

Wille, mit ihr wird er hinausziehen in die Welt und von der Botschaft des Meisters künden. Er sieht sie auf dem Klavierhocker in diesem Konzertkleid, das er ihr am Brühl gekauft hat, und er liebt dieses Kind, wie nichts sonst auf der Welt, wie er nie jemanden sonst geliebt hat...

Der Träumende schlug die Augen auf, er wusste nicht, wo er war, ob er noch in seinen Bildern, ob er in seinem Zimmer am Fenster saß, dann sah er, verschwommen nur, Claras Gesicht vor dem seinen und er fühlte ihre warmen, kräftigen Hände, wie sie die seinen kalten, knorrigen hielten. Und aus diesen Händen strömte die Wärme bis in sein Herz.

Leise sagte er: Du musst doch Konzerte geben, Clara. Was sitzt du hier, bei deinem sterbenden Vater. Du musst unser Werk vollenden. Ich sterbe und dabei kann mir niemand helfen. Clara streichelte sacht mit den Daumen, während sie seine Hände immer noch fest hielt, über die alte, faltige Haut. Nein, Vater, sagte sie, ich will, ich muss jetzt bei dir sein. Ich habe alle Konzerte für die nächste Zeit abgesagt. Ich bin hierher, zu dir geeilt, habe mich von niemandem verabschiedet. Die Kinder ahnen, die anderen wissen nicht, dass ich bei dir bin. Sprich nicht so viel, das strengt dich an. Wir wollen beieinander sitzen und an unser schönes, unser großes Leben denken. Wir wollen in Gedanken ineinander tauchen und nichts soll sie trüben.

Der Sterbende lächelte zufrieden, die blauen Augen leuchteten auf. Er war ihr so dankbar, so sehr dankbar.

Doch, noch während sie diesen letzten Satz gesagt hatte, nichts soll unser Beisammensein trüben, da wusste sie, dass ihr auch andere Bilder kommen würden. Sie sah in sein verfallenes Gesicht, das im Schein der Abenddämmerung, die durchs Fenster ins Zimmer drang, schimmerte und auf geheimnisvolle Weise leuchtete, und sie dachte daran, wie sie über dieses Gesicht als Sechsjährige so erschrocken war, wie es ihr monatelang und später häufig Angst gemacht hatte, weil sie den Vater für einen Zauberer hielt, der sie verhext hatte. Im November 28 war sie bei ihrer Mutter Marianne zu Besuch gewesen. Es hatte Kirchkuchen gegeben, den sie so liebte und beim Vater nie bekam. Es macht dich zu dick und schadet dir, pflegte er zu sagen. Und die Mutter hatte ihr Geschichten vorgelesen, darunter auch die Gruselgeschichten E.T.A. Hoffmanns, die sie später von Robert oft zu hören bekommen würde, der in die Geschichten des Gespenster-Hoffmann vernarrt war. Mutter Marianne las die Geschichten vom Sandmann, die Abenteuer der Sylvesternacht, die vom Rat Crespel und an-

dere noch. Sie las dem Kind bis spät in die Nacht, bei Kerzenschein, wo sie sonst, beim Vater längst mit einem Bibelspruch zu Bett gemusst hätte. Und sie weinte und litt mit der Not der literarischen Gestalten, sie stellte sich alles lebhaft und plastisch vor. Ja, sie sah sich selbst als Giuletta, als Olympia, Stella und Antonia. Da, an einem Abend sagte die Mutter mit einem Glitzern in den Augen: Pass nur auf, Clara, dass es dir nicht geht wie eine dieser armen Mädchen. Dein Vater ist ein wahrer Dapertutto und ein Spalanzini dazu. Er richtet dich ab und dressiert dich, und niemals wirst du einen richtigen Liebhaber haben dürfen, weil er dich als Klavier spielende Puppe überall herumzeigen will.

Sie hatte sich die Gesichter dieser Männer vorgestellt, harte Gesichter mit funkelnden Augen, übergroßen Nasen, hatte sich im Bett unterm Kissen verkrochen. Sie waren nicht verschwunden, diese Funkelaugen und gierigen Münder, selbst, wenn sie die Augen fest zugpresste. Und als sie dann zurück kam zum Vater, und er sie gleich wieder ans Klavier zwang, diese Kalkbrenner Variationen über den Marsch aus der Oper „Moses“ zu spielen und zu üben für ein Vorspiel vor Paganini, den der Vater als umtriebiger und rastloser Konzertagent, der er war, nach Leipzig holen wollte, da dachte sie gleich an die Zauberer und Magier, von denen in den Hoffmann'schen Geschichten die Rede gewesen war. Und es stimmte auch, seine Augen glitzerten und funkelten, es war dieses blaue Leuchten in ihnen, er hatte sie verhext und sie musste spielen und spielen, wie die Jungfrauen bei Hoffmann singen und tanzen mussten. Und als dann Paganini im nächsten Oktober wirklich nach Leipzig kam, glaubte sie vollständig an Mutters Spukgeschichten. Vater stand mit diesem Hexenmeister auf du und du. Sie spielte ihm ihre selbst komponierte Polonaise in Es-dur vor und hatte sich die ganze Zeit gefürchtet, ihre Verzauberung könnte wirklich sein, es wäre ein Mechanismus in ihr, der sie antriebe, die Finger bewege und in ihrem Kopf Note an Note reihte in unendlicher Folge. Und der Vater redete so, als könne er aus ihr einen weiblichen Paganini am Flügel machen. Er ahmte den Italiener nach, ließ die Augen blitzen, noch toller als früher, sie beobachtete ihn aus den Augenwinkeln, ob er nicht etwa doch ein Spalanzini würde und sie in ihren Armen ein Knacken hörte, was von kleinen Rädchen und Federn herrührte, die er in sie hineingehext hätte...und ein Traum kam wie ein unscharfes, fernes Gebilde herbei... wie war das mit diesem Traum, den sie in dieser Zeit geträumt hatte? Doch sie vergaß ihn wieder, kaum dass er herbeigekauelt war...

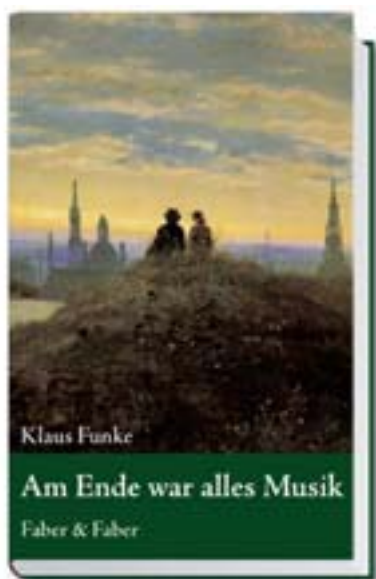
Der Kopf des Alten war zur Seite gesunken. Er schlief. Clara ging auf Zehenspitzen zur Tür und ins Erdgeschoss hinunter, wo Ernestine in der Küche Gemüse putzte. Wann der Vater sich zur Nacht legte, wollte sie wissen, und ob der Arzt noch einmal käme. Ja, der Doktor käme gewöhnlich gegen neun Uhr. Es wäre gleich soweit. Clara ging in ihr Zimmer. Sie wollte noch einen Brief schreiben und warten bis der Doktor käme, um dann mit ihm wieder hinauf zum Vater zu gehen.

Doch, sie konnte sich nicht konzentrieren. Die Hände aufgestützt, auf das leere Blatt starrend, im flackernden Schein einer Petroleumlampe, dachte sie an den sterbenden Vater, der da oben schlief. Sie liebte ihn, wie konnte sie auch anders. Ja, sie war sein Geschöpf in doppeltem Sinne. Er hat mich als Mensch und als Künstler geschaffen, dachte sie, ohne ihn wäre ich nicht die Clara Schumann, die ich bin. Ja, ohne ihn hätte ich nicht einmal Robert getroffen. Wie kann ich anders als ihn lieben, als ihn verehren, auch als den, der mir bis heute einzig in Wahrheit geblieben ist, der mich nie verlassen hat wegen irgendeiner Frau oder abstruser Allüren. Und sie durchwärmte, wie eben, als sie noch oben bei ihm gewesen war, dieses Gefühl einer grenzenlosen Dankbarkeit und Liebe, einer verzeihenden Liebe auch, dass sie, einer warmen Welle gleich, beherrscht hatte. Diese mageren alten Hände, die von der Kühle des Todes kündeten, die sie gehalten hatte, seine Hände, wie war doch von Hand zu Hand die Liebe herüber und hinüber geströmt. Wie hatte sie sich eins mit diesem alten Mann, ihrem sterbenden Vater, gefühlt. Und doch, so fiel ihr ein, hatte sie ihn mehr als einmal auch tödlich gehasst. Sie hatte sich eines Gedankens geschämt, den sie eines Tages gehabt hatte, als er ihr wieder und wieder diese Solostücke von Kalkbrenner und anderen aufgezwungen hatte, in seiner suggestiven Art mit blitzenden Augen und zerwühltem Haar, wie ein entnervter Impresario; er war um sie herumgesprungen wie Klein Zaches, hatte mit den Armen gefuchelt, wo sie lieber Bach gespielt hätte, viel lieber Bach, aber er ihr gerade Bach nicht begreiflich machen konnte; und dieser, ihr Gedanke, war: Mein Vater ist ein Scharlatan! Ein Pianoverkäufer und Hochstapler, ein Betrüger und Narzissus, der selbst nichts wirklich weiß, nicht einmal die Kunst der Fuge oder das Wohltemperierte Klavier unterrichten kann, geschweige denn Beethoven, bei dem er sich einst als neuer Vollstrecker des Meisters gefühlt hatte. Und als sie dann Mendelssohn in Leipzig die Bachschen Toccaten und aus dem Wohltemperierten Klavier spielen hörte, da hat sie den Contrapunkt mit einem Mal, im

Ab Oktober 2010 im Plöttner Verlag:

Neue ISBN 978-3-86211-010-0

Neuer Preis: 11,90 Euro



Klaus Funke
Am Ende war alles Musik
140 Seiten
Format 13,0 x 20,5 cm
Festeinband mit Schutzumschlag
Alter Preis: EUR 15,- / sFr 27,-
Alte ISBN 3-936618-69-0

»Es waltet zu allen Zeiten ein geheimes Bündnis verwandter Geister – schließt den Kreis enger, die Ihr zusammengehört!« hatte Robert Schumann 1852 fast wie ein Vermächtnis in die Welt hinausgerufen. Zwei Musiker-Novellen um Leben und Sterben von Clara Schumanns Vater, dem bedeutenden Musikpädagogen und -lehrer Friedrich Wieck, und um einen Sommerurlaub von Johannes Brahms in der Steiermark, wo er 1884 die Anfänge seiner 4. Sinfonie komponiert, lassen nicht nur allenthalben das faszinierende und infame Schicksal Robert Schumanns aufleuchten. Musik und Kultur des 19. Jahrhunderts als Widerschein von »Begnadenen«, die – wie wir alle – nach alltäglichem Glück suchen, personifizieren sich in den atemlosen Erzählungen von Klaus Funke, die die Titel »Abschied am Fluß« und »Am Ende war alles Musik« tragen.

Plöttner Verlag Leipzig GbR | Marbachstraße 2a | 04155 Leipzig

Telefon +49. 3 41. 5 61 08 72 | Fax +49. 3 41. 5 90 38 59

Internet www.ploettner-verlag.de

Inhaber Joachim Jonas Plöttner & René Weidel

Verkehrsnummer 117 44 | Ust.-Id.-Nr. DE 251 96 88 49

Deutsche Bank | BLZ 860 700 24 | Konto 386 57 55

Plöttner Verlag

